

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werththätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Botenlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Botenlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4158) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg., zzgl. Bestellsgeb.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenank.

Insertate werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Verlangungen 15 Pfennige. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunden: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Leipzig, 5. Juni.

Als in Nr. 61 vom 14. März dieses Jahres in diesen Blättern nach dem ersten Teile der Nöhleschen Broschüre sechs Jahre in einem sächsischen Lehrerseminare die fast unglaubliche Behandlung der Zöglinge des königlichen Lehrerseminars zu Oschatz eingehend behandelt wurde, schlossen wir den Artikel mit dem Wunsche, daß die Beantwortung der Frage, ob die Angaben des Büchleins der Wahrheit entsprächen, nicht lange auf sich warten lassen möge. Entweder solle das Kultusministerium eine Untersuchung anstellen und ihr Ergebnis veröffentlichen als eine Art Bürgschaft, daß derartige Zustände, wenn sie schon einmal vorhanden gewesen seien, wenigstens für die Zukunft unmöglich gemacht würden, oder es möge doch wenigstens der in Deutschland zur Zeit bei solchen Vorlesungen gebräuchliche Weg der Beleidigungs- und Verleumdungsklage eingeschlagen und in einem gerichtlichen Verfahren Nöhles Angaben geprüft werden. Keines von beiden ist aber bisher geschehen, und wenn man auch vielleicht annehmen darf, daß ein Kultusministerium nicht so eilig bei der Hand ist mit einer Verleumdungsklage, wie etwa eine militärische Behörde, so darf man doch wohl — schon wegen der Länge der inzwischen verstrichenen Zeit — aus der Unthätigkeit auf Zustimmung schließen. Es hat sich offenbar gegen Nöhles, den Stempel der Wahrheit übrigens an der Stirne tragenden Beschuldigungen nichts von Bedeutung sagen lassen. Der Verfasser hatte Thatsachen berichtet.

Vor kurzem ist nun der versprochene zweite Teil* seiner Schrift, der von der Lehrmethode im Seminar zu Oschatz handelt, veröffentlicht worden. Wenn es möglich war, die Anschuldigungen der ersten Broschüre noch zu überbieten, so ist es hier geschehen: handelt es sich dort um die Art und Weise, wie die Seminaristen als Menschen behandelt werden, so hier um die, wie man mit ihnen als Schülern umgeht.

Es ist ein längst allgemein anerkannter Satz der neueren Pädagogik, daß die Methode, d. h. die Einteilung, Behandlungsweise und Uebermittlung des Unterrichtsstoffes das erste Mittel ist, jeden Unterricht anziehend und für den Schüler gewinnbringend zu gestalten. Mehr und mehr ist man von der schematischen Einpaukerlei toter Einzelheiten abgekommen und sucht schon den kleinsten Abschnitten durch Anschauung, durch Vertiefung in etwas Ganzes zu fesseln.

* Sechs Jahre in einem sächsischen Lehrerseminare. II. Teil: Die Lehrmethode in Oschatz. Leipzig 1896. August Schupp.

„Will eine Anstalt,“ so sagt einer der bedeutendsten modernen Pädagogen, „wirklich bildend wirken, so muß sie sich einer Methode befleißigen, durch welche der ganze innere Mensch ergriffen, der Geist in eine heilsame Zucht genommen wird, so daß er sich nicht in der Breite verliert, sich verflüchtigt und verflüchtigen kann, sondern in strenger Ordnung und Folgerichtigkeit, und darum mit immer zwingender Notwendigkeit sich in seinen Gegenstand vertieft und ihn selbstthätig zu durchdringen und zu erfassen veranlaßt wird. Wem bloß vorgepredigt und vorgezitiert, das Gedächtnis mit traditionellen Thatsachen und Urteilen vollgepackt und vollgestopft wird, dem wird der Geist zwar auch in Zucht genommen, aber in eine solche, bei welcher jede Maßregel zu einer Fessel wird, die den Geist überall drückt und beengt, die ihm jede selbständige Regung benimmt, die seine Kraft lähmt und zuletzt bricht.“

Aber gerade was hier mit großem Nachdruck gefordert wird, das geschieht, wenn wir Nöhles hören, in Oschatz nicht. Dort herrscht nach seiner Auffassung die öbste und blödeste Einpaukerlei, unkritischer Eintrichtern alten und ältesten Lehrstoffes, ein Schablonieren der Schüler; bei dem sie vom ersten bis zum letzten ohne Rücksicht auf die Eigentümlichkeiten ihrer Neigungen und Fähigkeiten über einen Kamm geschoren werden. Nur einen methodischen und pädagogischen Grundsatz scheinen die Seminarlehrer zu kennen, sie, die doch auch in ihrer Methode für die künftigen Volksschullehrer vorbildlich sein sollen, und der lautet: Was du schwarz auf weiß besitzt, kannst du getrost nach Hause tragen.

„Da werden ganze Bibliotheken geschrieben, nachgeschrieben und auswendig gelernt,“ heißt es bei Nöhles; „da wird diktiert, stundenlang wie wahnwitzig, und die Federn fliegen über das Papier, und die Seiten füllen sich. Da wird hergefagt, Wort für Wort, wie sie aus der Feder floß, wie sie maßlos eingetrommelt wurde, die tote, abstrakte und dem Verständnis durch keine Erklärung irgendwie nahe gebrachte Wissenschaft, da drücken nur schwere enge Fesseln unbarmherziger, pedantischer Buchtabenmenschen.“

Und was dort in den heißen Stunden mit fliegenden Federn mühsam nachgeschrieben ist, wie wird es verarbeitet? Der Kniff des Oberlehrers Gr., der hier aufgedeckt wird, wäre zum Lachen, wenn die Angelegenheit nicht so unjagbar betribend wäre. Herr Gr. zerlegt nämlich seine Diktate zum Auswendiglernen. So lernen z. B. die Schüler der ersten Bankreihe den ersten Teil des diktierten Stoffes; der zweite und dritte Teil existiert vorderhand für sie überhaupt nicht. Ebenso ist das Verhältnis bei den der anderen Reihen. Jede lernt unbekümmert um die andere ihren Teil,

bis nach ein- oder mehrmaligem Wiederholen desselben ein Wechsel oder besser gesagt eine Verschiebung der Teile eintritt. Auf diese Weise wird es nach und nach erreicht, daß jeder Schüler den ganzen Stoff beherrscht, d. h. beherrschen soll. Und ebenso, wie gelernt wird, wird auch abgefragt. Damit stets die richtige Ordnung bleibt, muß der Klassen-erste eine förmliche Buchführung einrichten, aus der zu entnehmen ist, welche Schüler diesen, welche jenen Abschnitt zu memorieren haben.

Nun kommen aber von Zeit zu Zeit auch Inspektionen, denn es giebt auch Inspektionen des königlichen Seminars in Oschatz durch die vorgesetzten Behörden, und da muß natürlich der pädagogische Wundergauber mit besonderer Eleganz ausgeführt werden. Hier eine solche Scene: Sobald er die Gefahr einer Inspektion im Anzuge wähnt, ruft Oberlehrer Gr. irgend einen oder auch etliche Schüler aus der Klasse zu sich und giebt ihnen besondere Flegen zu lernen auf, jedoch mit dem Bedenken: „Sie brauchen aber den anderen nichts zu sagen!“ — Kommt dann die gesahnte und gefürchtete Inspektion, so heißt's, nachdem eine lange Weile meinetwegen über das Papiertum repetiert worden ist: „Nawolln mal was anderes nehmen!“ Bald ist mit wenig Worten eine Brücke zu Zwingli und Calvin geschlagen, und die beiden Seminaristen, die vielleicht am ganz anderen Ende der Klasse sitzen und die Lebensgeschichten der beiden Reformatoren privatim eingeübt haben, treten zum großen Ergötzen des Herrn Oberlehrers Gr., der sich seiner Schläue freut, und des inspizierenden Herrn Seminarrektors oder gar des Geheimrates Dr. W., die sich des tüchtigen und wackeren Oberlehrers freuen, in Aktion.

Nicht alle Lehrer handeln so wie der Oberlehrer Gr., was Nöhles ausdrücklich anerkennt; die meisten aber tranken an dem typischen Uebel des Oschatzischen Seminars, der unnötigen, zeitraubenden, unpädagogischen Nachschreiberlei und Einpaukerlei. Würde man mit dieser gründlich aufräumen, dann könnte auch den Seminaristen die Verarbeitung des Unterrichtsstoffes leichter und bequemer gemacht und zu seiner Verdauung mehr Zeit gelassen werden. Und, so meinen wir, wenn durch eine den modernen Anforderungen entsprechende Unterrichtsmethode Lust und Liebe zur Sache und zu ihrem schönen aber schweren zukünftigen Berufe in den Seminaristen geweckt würde, dann würde bald ein anderer Ton auf der Schule herrschen, wie bisher.

Es wäre sehr zu wünschen, daß Nöhles Enthüllungen dazu endlich den Anstoß gäben.

Seuilleton.

Die von Hohenstein.

Roman von Friedrich Spielhagen.

Herr von Hohenstein drang freilich mit seinen Ansichten nicht durch, aber man erkannte die großen — oder, wie der Bürgermeister Dasch sich emphatisch ausdrückte — unsiechlichen Verdienste, die er sich heute durch sein kluges, energisches Verhalten um das Wohl der Stadt erworben habe, willig und dankbar an, um so dankbarer, als man im stillen von dem als liberal verschrienen Stadtrat ganz etwas anderes erwartet haben mochte. Es war mit dem Stadtrat seit ungefähr acht Tagen eine große Veränderung vorgegangen; er hatte eine bedeutende Schwelung nach rechts gemacht.

Man erzählte sich, daß Herr von Hohenstein mit seinem steinreichen Onkel, dem alten General auf Rheinfelden, vollkommen ausgeöhnt sei, und wie er mit seinen Brüdern stand, hatte ja alle Welt heute nachmittags sehen können, als der Präsident von Hohenstein, um mit dem Magistrat zu konferieren, auf dem Rathause gewesen war und sich die beiden Brüder auf dem großen Vorplatz vor allen Ranzlebedienern und Ratsboten umarmt hatten. Nun lieber Himmel, es war ja am Ende auch kein Wunder, wenn ein Edelmann von so altem und reinem Adel sich im entscheidenden Augenblicke daran erinnerte, daß seine Vorfahren schon Jahrhunderte, bevor die jetzt regierende Dynastie ins Land kam, als reichfreie Herren über Leben und Tod ihrer Hinterlassenen geschaltet hatten.

Unter diesem verworrenen Hin- und Herreden und diesem bänglichen Warten war es halb zehn geworden, und noch immer war keine Entscheidung erfolgt. Das vor dem Rathause abgestellte Bataillon der Bürgerwehr hatte durch ein zweites aufgelöst werden müssen, auf das man sich indessen lange nicht so fest verlassen konnte, als auf jenes. Schon wurden in den Reihen einzelne Stimmen laut: es sei ja lächerlich, hier zu stehen und sich um nichts und wieder nichts das Herz von den Beschpännern auf die Kleider tropfen zu lassen. Wenn die Stadt wirklich von den Demokraten an allen vier Ecken in Brand gesteckt werden sollte, so sei es doch besser, sie gingen nach Haus und sähen nach dem Ihrigen.

Vergebens, daß die Offiziere den Deuten zuredeten, vergebens selbst, daß Herr Bürgermeister Dr. Dasch von der obersten Stufe der Rathausstiege eine Ansprache an sie hielt. Auf seine pathetische Frage: sind wir nicht alle Kinder derselben Stadt? hatte eine grobe Stimme geantwortet: ja wohl, mit und ohne Kinderbraten! und eine andere: der dicke Dasch soll leben, wir aber auch, hurra! hoch! — in welchen Ruf bewaffnete Macht und Volk jubelnd eingestimmt hatten. Endlich hatte man versprochen, noch eine halbe Stunde zu warten, wenn es bis dahin aber „nicht losginge“, nach Hause gehen zu wollen.

Der Oberbürgermeister kehrte leuchtend und schweißtriefend in das Sessionszimmer zurück, ließ die Thüren schließen, bat die Herren, ihm für einen Augenblick Geduld zu schenken, und sprach, als sich alle um den grünen Tisch versammelt hatten, in einem heiseren Flüsterton, als fürchtete er, es könnte von dem, was er sagte, ein Wort durch die dicken Wände und Thüren nach draußen dringen:

Meine Herren! der Augenblick der Entscheidung ist gekommen, darüber kann ich, nach dem, was ich soeben gehört

und gesehen habe, nicht länger im Zweifel sein. Ein fanatischer Pöbel tyrannisiert die Gutmütigen, die Bürgerwehr droht mit dem Abfall — wir können uns auf niemand mehr verlassen, als auf uns selbst und das herrliche Kriegsheer, die letzte Stütze des Thrones, des Altars und des häuslichen Herdes. Der Kommandant der Stadt, Generalmajor Graf Hinkel von Gadelberg, hat mir soeben durch seinen Adjutanten nochmals die gesamte reguläre Streitmacht zur Verfügung gestellt. Ich habe in Ihrem Sinne, meine Herren, zu antworten geglaubt, wenn ich dem Herrn Grafen sagen ließ, daß ich von seinem Anerbieten Gebrauch machen würde, falls nach Ablauf einer halben Stunde die drohenden Wollen, die über unseren Häuptern hängen, sich nicht gelichtet haben. Meine Herren: ich weiß, daß unter diesen qualvollen fürchterlichen Verhältnissen ein so weites Hinausschieben des Augenblickes der Rettung eine an Heroismus grenzende Entfugung ist; aber meine Herren: ich glaube im Interesse unserer Würde, unserer Ehre und in Erinnerung gewisser Ereignisse in unserer Stadt, die noch zu frisch im Gedächtnis aller sind, einen Konflikt zwischen dem Militär und dem Pöbel so lange vermeiden zu müssen, als es mit der Wohlfahrt aller irgend verträglich ist. Ich weiß, meine Herren, wie ungeheuer meine Verantwortung ist, ich weiß, daß diese halbe Stunde verhängnisvoll werden kann für viele Gute, in erster Linie für uns, meine Herren, die der aus dunklem Himmel herabzudende Schwefelblitz heute zuerst treffen wird. Wenn der Sturm hereinbricht: er soll uns alle, alle auf unserem Posten finden; nicht wahr, meine Herren: Sie werden Ihren Oberbürgermeister nicht verlassen?

Herr Willbrod Dasch hatte diese letzten Worte mit sehr bewegter Stimme gesprochen. Er mußte einen Augenblick inne halten, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocken